

4. „Der Mensch kann nichts wollen, wenn er nicht zunächst begriffen hat, dass er auf nichts anderes als auf sich selber zählen kann, dass er allein ist, verlassen auf der Erde inmitten seiner unendlichen Verantwortlichkeiten, ohne Hilfe noch Beistand, ohne ein anderes Ziel als das, das er sich selbst geben wird, ohne ein anderes Schicksal als das, das er sich auf dieser Erde schmieden wird.“

Jean-Paul Sartre (1905–1980): Zum Existentialismus. Eine Klarstellung. In: Der Existentialismus ist ein Humanismus. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2012, S. 118.

Ist Mensch-Sein nicht genug?

Ein jeder von uns wird geboren, ohne sich dafür entschieden zu haben, in Umstände hinein, die er sich nicht ausgesucht hat, und mit der vollen Verantwortung über alle seine Handlungen sowie der freien Entscheidung darüber, wie er sein Leben gestalten soll. Was in diesem „Starterpaket“ allerdings nicht enthalten ist, ist eine allgemein anerkannte „Bedienungsanleitung“ zum Leben.

Beängstigend, liebe*r Leser*in, nicht wahr?

Als wäre all das nicht schon genug, sind wir Menschen laut dem Existenzialisten Jean-Paul Sartre zudem auch noch komplett auf uns allein gestellt, dazu aber später.

Das Ur-Dilemma der Existenz

Wie der Mensch anfang, sich seiner bewusst zu werden, begann er, sich zu fragen: „Wer bin ich?“, „Warum bin ich?“, und schließlich: „Was soll ich tun?“. Darauf schien er, spontan keine Antwort zu finden, und begab sich auf die Suche nach etwas, das ihm einen Halt im Leben geben könnte, und ihn von diesem Zustand der Unsicherheit und des Verloren-seins erlösen könnte. Und so kam es zur Entstehung der Religionen und der Wissenschaft, und nicht zuletzt der Philosophie.

Und so begann die Odyssee...

Des Menschen erster Ansatz, seinem Gefühl des „Verloren-seins“ zu entgehen, sich die Welt zu erklären, und seinen Platz im Universum zu finden, geschah durch seine Vorstellungskraft: im archaischen Griechenland begannen die Menschen, den Elementen seiner Umwelt Namen zu geben, sie als lebendige Wesen zu betrachten, ihnen Eigenschaften und Aufgaben zuzuschreiben, und sie schließlich für die Schöpfer des Universums zu halten, und so entwickelten sich auf mythologische Weltbilder zu Religionen. Im „Animismus“, des primitivsten Stadiums des von Auguste Comte beschriebenen Dreistadiengesetzes, hielt der Mensch noch Einzelobjekte für beseelt, woraufhin der Polytheismus entstand, im Zuge dessen alle noch ungeklärten Erscheinungen der Natur Gottheiten zugeschrieben wurden, bis jenes Stadium sich letztendlich zum Monotheismus weiterentwickelte, und die einzelnen Götter zu einem einzigen hohen Wesen verschmolzen. Im Laufe der Jahrhunderte und mit dem Beginn der Moderne realisierte der Mensch jedoch, dass sich die Religion, mit all den Vorteilen, die sie auch mit sich bringen mochte, darunter ethischer Verhaltenskodizes, wie beispielsweise dem Dekalog und der Goldene Regel, ihren Ursprung im Bereich des Metaphysischen hatte. Es gab keine Beweise für die Existenz Gottes, und ein religiöses Bekenntnis setzte einen bedingungslosen, absoluten Glauben an etwas, was weder bewiesen noch beweisbar war, voraus. Der mehr und mehr rational denkende Mensch ließ sich nicht mehr täuschen, und die Religion, von Marx triftig beschrieben als das „Opium der Massen“, erfüllte ihren Zweck nicht mehr; sie hatte es nicht geschafft, den Menschen auf ewig zu „betäuben“. Nein, der Mensch wachte auf von jenem Traum, und seine Zweifel und Unsicherheiten machten sich erneut spürbar. Die Suche nach Antworten und Erklärungen ging also weiter.

Mit dem Verschwinden der Religion ging das Aufleben der Wissenschaft einher; der Mensch begann, für sich selbst zu denken, vertraute nicht mehr blind bereits bestehenden Denk-Systemen; er wollte

den Dingen nun auf den Grund gehen. Und so erforschte er die eigene Umwelt, und, mit dem Aufkommen der Neurologie, Psychologie und Soziologie, auch sich selbst, und kam zahlreichen Entdeckungen unbeschreiblichen Wertes, die das Menschsein geprägt haben und bis heute prägen, sei es durch ihren Einfluss auf die Denkweise und Weltanschauung der Menschen, sei es durch den enormen technologischen Fortschritt, den sie mit sich brachten. Und doch befriedigte die Wissenschaft des Menschen letzte Zweifel nicht. Während sie sich heute in Nanobereiche zerlegt, Forscher immer detailliertere, für den Nicht-Wissenschaftler unbegreifliche Entdeckungen machen, und jede noch so klein und unbedeutend erscheinende neue Kenntniserlangung Myriaden von neuen Fragen aufwirft, vermag uns die Wissenschaft doch nicht zu sagen, *woher* wir kommen, *wohin* es mit der Menschheit führt, was der *Sinn* der Existenz des Menschen ist, und was zur Hölle wir auf dieser Erde in diesem unseren Leben *tun* sollen.

Lasst uns also noch einmal einen Schritt zurückmachen, und schauen, was jene Disziplin dazu zu sagen hat, aus welcher alle Wissenschaft entstanden war, welche die Forschung allerdings nie zu ersetzen vermochte: der Philosophie. Die Vertreter der Strömung des Existenzialismus, Jean-Paul Sartre allen voran, kamen nämlich zum Schluss, dass ein jeder Mensch sich seinen eigenen „Sinn des Lebens“ zusammenreimen müsse, da es keine höhere Entität gibt, welche ihm darüber Aufschluss geben könnte, was er in seinem Leben tun solle. Zudem, bekräftigt Sartre, könne der Mensch nur auf sich selbst zählen, und fände sich verlassen auf der Welt mit aller Verantwortung über sein Handeln und sein Leben.

Es mag sein, dass wir Menschen in der Hinsicht allein sind, dass es keine höhere Existenz außer uns gibt, oder wir sie zumindest nicht wahrzunehmen oder zu begreifen vermögen. Es ist auch wahr, dass wir nach wie vor keine universell anerkannten, oder auf irgendeine Weise bewiesenen Antworten darauf haben, warum es uns gibt, und wie wir uns denn verhalten sollten.

Aber sind wir denn *wirklich allein*? Der Mensch ist doch umringt von seinesgleichen. So banal dies auch erscheinen mag, wo sollte er denn besser aufgehoben sein, wenn nicht dort? Würden wir uns in Präsenz eines Wesens, das anders ist als wir selbst, nicht noch mehr allein fühlen? Ist es nicht genau das, was unsere Menschlichkeit ausmacht, jenes fragile Dasein, welches nur im Zusammenhalt mit seinesgleichen Trost und Freude findet?

Es ist auch wahr, dass wir uns alle unser eigenes, auf uns abgestimmtes und einzigartiges Schicksal schmieden müssen, aber ist dieses so anders als das unserer Mitmenschen und unserer Vorfahren? Sind wir denn ganz auf uns allein gestellt, wenn wir uns für einen bestimmten Lebensweg oder eine bestimmte Geisteshaltung entscheiden? Haben wir nicht Vorbilder, Mentoren, Lehrer, Eltern, Freunde, die uns begleiten, inspirieren und aushelfen? Wenn der Mensch sich schon nicht auf Gott oder sonst eine Entität, nenne er sie nun Zeus, Allah, Buddha oder Karma, verlassen kann, so kann er doch auf seinen Nächsten zählen, auf die Gedanken und Ideen seinesgleichen. Was sollten wir schon *mehr* oder *Höheres* tun wollen als das, was schon jene, die vor uns da waren getan haben, weiterzuführen? Ist es nicht genug, das zu tun, um Marc Aurel zu zitieren, was „uns als Menschen zusteht, zu tun“?